GOTTHARD LERCHNER

Stilwandel

1. Das Vorhaben, über Stilwandel zu sprechen, konfrontiert mit einer langen Reihe von Schwierigkeiten, die einer Realisierung recht hinderlich entgegenstehen; eine schnelle Lösung der Aufgabe – wenn nicht sogar eine Lösung überhaupt – scheint kaum in Sicht:

1.1 Ort und Programm dieser Tagung lassen zwar kaum einen Zweifel daran zu, daß es sich bei dem zu diskutierenden Stilwandel gewiß um Sprachstilwandel handeln soll, aber die Legitimität solcher Einschränkung kann nun doch nicht so ohne weiteres als gegeben angenommen werden, zumal wenn man zumindest für möglich hält, daß da irgendein Zusammenhang zwischen den sehr heterogenen Bereichen sich wandelnden Stils in Literatur und bildender Kunst, in Architektur, Malerei und Musik, nicht zuletzt auch in verschiedenen sozialen Alltagsbereichen besteht und also nicht von vornherein diskussionslos ausgeschlossen werden kann. Wie aber verhält sich ein Sprachhistoriker in einem solchen Falle, und, vor allem, wie soll er Linguisten gegebenenfalls die Zumutung plausibel machen, mehr als nur einen Blick über die wohlbehüteten Grenzen ihrer, zugegeben, ohnehin schon weitläufigen Domänen zu tun? Einen „echten“ Linguisten erfüllt der Stilbegriff mit tiefem Mißtrauen – und er hat, von seinem Standpunkt aus, damit ohne jeden Zweifel Recht.

1.2 Die bereits in den 70er Jahren allenthalben (was heißen soll: keineswegs auf die Sprachwissenschaft beschränkt) einsetzende Revitalisierung des Interesses an Stil und Stilistik, von der ja schließlich auch das Rahmenthema dieser Tagung zeugt, kann doch nicht darüber hinwegsehen lassen, daß der Stilbegriff selbst nach wie vor eine höchst ungewisse, an den Rändern ihrer Gegenstandsbestimmung diffus verschwimmende Größe darstellt. Zwar werden nur Ignoranz oder Böswilligkeit ihn heute noch zu den „ausgemusterten Beständen geisteswissenschaftlicher Tradition“ (Gumbrecht/Pfeiffer 1986, Klappentext) rechnen, aber man muß nicht unbedingt ein Verächter der traditionsreichen Disziplin Stilistik sein, um mehr oder weniger harte Kritik an einem Begriff für berechtigt zu halten, der sich in den Augen seiner potentiellen Anwender als (ich biete zur Illustration nur eine Auswahl von Charakterisierungen) *ungenau, unscharf, überdimensional, weitmaschig, schillernd, aufgebauscht, vieldeutig, unsauber, klischeehaft, auf fragwürdigen Analogien beruhend, widerstreitende Strömungen einebnend, harte Gegensätze der Zeit harmonisierend, verschlissen* (vgl. Möbius 1988, S. 7) darstellt. Wie aber

soll, was sich schon in der Statik einer synchronischen Betrachtung offenbar als problematisch, zumindest als komplex und in sich unfest präsentiert, einer Beschreibung im Prozeß einer Veränderung in der Zeit zugeführt werden, ohne daß das Vorhaben zu dann in der Tat klischeehaften Vergrößerungen oder unsicheren Pauschalisierungen gerät?

1.3 Niemand wird leugnen können, daß die (Sprach-)Stilistik, nicht zuletzt die der deutschen Sprache, eine ausnehmend differenziert entwickelte, in ihren jüngeren Ausformungen – gleich welcher Richtung – theoretisch und methodologisch modernen Anforderungen voll gerecht werdende Wissenschaft ist. Dagegen aber wird schon bei oberflächlicher Zusicht ebenso offenkundig, daß eine Historische Stilistik, in deren Gegenstandsbereich das Phänomen Stilwandel unstreitig gehören würde, gerade einmal in Plädoyers, Vorüberlegungen und – zwar vielversprechenden, aber eben leider doch nur – Ansätzen (vgl. Pöckl 1980; Fix 1991a) existiert. Ist es aber gängig und reicht es aus, das Know-how und das methodische Instrumentarium einer dezidiert synchronisch orientierten (Sprach-)Stilistik einfach auf die diachronische Dimension ihres Gegenstandes zu übertragen?

1.4 Auch wenn man die Verabredung trifft, unter Stilwandel im Kontext der hier stattfindenden Bemühungen fortan (soweit nicht anders angegeben) Sprachstilwandel zu begreifen, bleibt man zwar nicht mehr im Regen interdisziplinärer Verwicklungen stehen, gerät dafür aber um so nachhaltiger unter die Traufe fachspezifisch-linguistischer Problemzusammenhänge, in diesem Bezug allen voran zu nennen die Polysemie des Sprachbegriffs. In keiner der mir bekannten empirischen stilgeschichtlichen Untersuchungen zum Deutschen werden Reflexionen angestellt darüber, ob und gegebenenfalls mit welcher Argumentation die praktizierte Homogenitätsidealisation stilistischer Veränderungen der deutschen Sprache (offenbar verstanden als Systemgegebenheit) gerechtfertigt werden kann. Sollte aber die Beschreibung von Stilwandel wirklich vom grundsätzlichen Handlungscharakter von Sprache absehen können? Ist es gängig und gegenstandsadäquat, die diasystematische Organisiertheit einer natürlichen Sprache einfach außerhalb des Beschreibungsradius einer Historischen Stilistik zu belassen? Darf Stilwandel gar außerhalb jeglicher Relation zu sprachlicher Kompetenz und/oder Performanz bleiben?

1.5 Letztere Fragen führen geradewegs zu auf den wohl eckigsten Stolperstein, der auf dem Wege einer wissenschaftlichen Beschreibung von Stilwandel liegt: Sprachstilistische Veränderungen stehen, wie auch ohne

theoretische Ableitung anmutungsweise jedermann klar zu sein scheint, offenbar in irgendeinem Zusammenhang mit sprachlichen Entwicklungen. Wenn aber historische Prozesse und ihre Ergebnisse im stilistischen Bereich notwendigerweise nicht ohne Beziehung zu historischen Prozessen und ihren Ergebnissen in „der Sprache“ gedacht werden können: müssen dann nicht auch die theoretischen Reflexionen zu Stilwandel und Sprachwandel aufeinander Bezug nehmen? Wie verhält sich also Stilwandel zu Sprachwandel?

2. Ich habe bei der – unsystematischen – Auflistung einer Handvoll mir in Hinsicht auf mein Thema relevant erscheinender Fragen bewußt die anspruchsvolle Benennung 'Problemkatalog' vermieden – dazu ist sie viel zu unvollständig und wohl auch zu subjektiv. Immerhin kann sie den Zweck erfüllen, das Feld der Erörterungen abzustecken, auf dem ich mich im weiteren zu bewegen beabsichtige.

2.1 Wenn man nun fest entschlossen ist, die skizzierten Fragen und Schwierigkeiten eher als Herausforderung denn als entmutigende Hindernisse zu verstehen, wird es unumgänglich, sich zur Verdeutlichung des zu vertretenden Standpunktes zuerst dem auf dieser Tagung immer wieder nach vorn drängenden Grundproblem zu stellen, welchem Verständnis von Stil man eigentlich folgen will, bevor man zur Beschreibung seiner Veränderung, seines Wandels eben, übergehen kann.

Das möge man nun nicht dahingehend mißverstehen, als solle hier in Form einer lästigen Doppelung noch einmal eine kritische Revision von Stilbegriffen oder -definitionen aus allen Kulturwissenschaften erfolgen, in denen Stil eine Rolle spielt oder je gespielt hat. Daß das höchst unangebracht wäre, lehrt schon ein flüchtiger Blick auf die Themenliste der Tagesordnung. Für vertretbar und notwendig anzusehen ist aber eine möglichst genaue Kennzeichnung der Position, von der aus die Thematik Stil-W a n d e l angegangen werden soll. Dazu soll die folgende Charakterisierung dienen:

2.1.1 Da der Stilbegriff wissenschaftsgeschichtlich auf sehr verschiedene Bereiche menschlichen Handelns und Verhaltens Anwendung gefunden hat und in einigermaßen heterogenen Wissenschaftsdisziplinen eine Rolle spielt, mag er als anthropologische, kulturwissenschaftliche, kommunikationsgeschichtliche, semiotische oder wie immer zuzuordnende Größe gelten, auf keinen Fall aber als linguistische Kategorie. Gadamer (1975, S. 466) bezeichnet ihn nachgerade als „eine der undiskutierten Selbstverständlichkeiten, von denen das historische Bewußtsein lebt.“ Der Artikel *Stil* im Deutschen Wörterbuch (Bd. 18, 1941, S. 2905-2930) vermag,

bezogen auf wissenschaftlich-begriffliche ebenso wie alltagssprachliche Gebrauchsweisen und ihre Entwicklungen, einen plastischen Eindruck davon zu vermitteln. Das breite Spektrum seiner Anwendungen als, wie Gumbrecht/Pfeiffer (1986) im Untertitel ihres Sammelbandes formulieren, „kulturwissenschaftliches Diskurselement“ begründet indessen zweifellos auch seine „systematische Insuffizienz“ (Gumbrecht 1986, S. 772), die jeden Versuch einer vermittelnden Zusammenschau zum schweren Problem werden läßt. Eine solche Zusammenschau erscheint allerdings als unerläßlich, wenn Stilentwicklung oder gar Stilgeschichte, Stil also in historischen Formationen, Beschreibungsgegenstand sein soll. Eine gegenteilige Verfahrensweise, die isolierte Betrachtung nach getrennten Domänen also, hätte hier zwangsläufig methodologische Hilflosigkeit und resultative Verzerrungen zur Folge.

2.1.2 Eine Synopse über die Grenzen der Einzelwissenschaften hinweg ist, wie man weiß, verschiedentlich – insbesondere im ersten Drittel dieses Jahrhunderts mit beachtlichen Ergebnissen – unternommen, in der Linguostilistik aber substantiell kaum je zur Kenntnis genommen worden. Leider muß ich es mir im Blick auf mein Thema versagen, an dieser Stelle auf die lange Reihe von Untersuchungen und Darstellungen in Kunstwissenschaft, Architektur, Philosophiegeschichte, vor allem aber in der (deutschen) Literaturwissenschaft analysierend einzugehen, die, ausgehend von Wölfflins „Kunstgeschichtlichen Grundbegriffen“ (1915) und Walzels „Gehalt und Gestalt im Kunstwerk“ (1923) über Kainz (1926), Nadler (1930), Halbach (1935) Schwietering (1941), bis hin zu Besseler (1931), um nur einige zu nennen, die „wechselseitige Erhellung der Künste“ (Walzel 1917) auf der Beschreibungsebene einer Epoche aus gleichem künstlerischen Wollen einer Zeit und vergleichbarer Formbestimmtheit postuliert haben und am Detail nachzuweisen bestrebt waren. So erscheint Halbach (1935, S. 543) etwa, um wenigstens andeutungsweise zu markieren, worum es dabei geht, im „heiligen Bildersaal des Bamberger Doms“ der Bamberger Reiter als „ein Bruder Parzivals“; in Schwieterings Darstellung der deutschen Literatur des Mittelalters im „Handbuch der Literaturwissenschaft“, 8, 1941, gibt es – durchaus nicht nur im Sinne einer schmückenden Illustration – das Nebeneinander von karolingischer Dichtung und Aachener Pfalzkapelle, Otfrid und Lorschertorhalle, Ezzolied und Hildesheimer Godehardkirche; und der Leipziger Musikhistoriker Besseler vergleicht in seiner „Musik des Mittelalters und der Renaissance“ (Handbuch der Musikwissenschaft, 1, 1931, S. 115) die Tonwelt des Pariser Organums mit dem „dunkel-rötlich-violetten Licht gotischer Dome“.

Ich weiß: Dergleichen ist wissenschaftsgeschichtlich lange Vergangenheit, die für manchen vielleicht sogar das Stigma der Verstaubtheit tragen mag, und wenn in aktuellen Stildiskussionen überhaupt einmal, selten genug, Bezug auf dieses Denkmuster genommen wird, dann höchstens im Sinne harscher Ablehnung, von seiten der deutschen Literaturgeschichtsforschung letzthin von Rosenberg beispielsweise (1984/86). Ich vermag mich dem nicht anzuschließen, und zwar aus folgenden Gründen nicht:

a) Der grundsätzlich kommunikative Charakter und, sozial gesehen, die kommunikative Funktion von Stil oder, wie ich in diesem Zusammenhang zu sagen vorziehe, von Stilistischem zwingt dazu oder legt doch zumindest nahe, auch beim Stilphänomen von einer zeichenbedingten Dichotomie von Inhalts- und Ausdrucksebene auszugehen. Alle Beschreibungsversuche der angeführten Art qualifizieren Stil als Gegebenheit der Form, als Formbestimmtheit unterschiedlicher Materialisierung, in je arbiträrer (aber auch durchaus traditions- oder materialbestimmter) Verknüpfung mit einer Inhaltsebene, die gelegentlich als Denkstil einer Zeit, Richtung o.ä. benannt wird. Wir sollten endlich aufhören damit, geistesgeschichtliche Anwendungen des Stilbegriffs vom linguostilistischen Standpunkt aus nur als eine Art Übertragung aus formbestimmten Bereichen anzusehen, und auch der Organisation von Weltansicht und Weltwissen einer Zeit Stil zugestehen. Es muß gewiß als Mangel des Konzepts einer 'wechselseitigen Erhellung der Künste' angesehen werden – insofern sind die modernen Kritiker sachlich im Recht –, den Vergleich im wesentlichen auf der formalen, der Ausdrucksebene gesucht zu haben. Setzt man aber, zeichentheoretisch problemlos möglich, die (formalen) Stilsysteme der einzelnen 'Künste' zu einem geistesgeschichtlichen oder eben Denkstil einer Epoche in Relation (eben um zu 'Stilzeichen' zu gelangen), ergeben sich über diesen und jeweils auf diesen bezogen zwar keine einfachen Parallelen, wohl aber im Hjelmslevschen Verständnis stilistische Solidaritäten, die aufzuspüren ich für reizvoll und stilgeschichtlich äußerst lohnend halte. Das jedoch erforderte eine Erörterung für sich, die an dieser Stelle unterbleiben muß.

b) Doch auch im gegebenen Zusammenhang darf zumindest ein methodologischer Nutzen aus diesen Erwägungen konstatiert werden: Lassen sich auf ihrer Grundlage doch alle noch so heterogenen Stilbegriffe, -auffassungen und -definitionen, kurz das, was mitunter als hohe Komplexität, Plurivalenz und Facettenreichtum oder sogar Inkompatibilität der unterschiedlichen Stilkonzepte beklagt wird, fernab von allem zu befürchtenden Eklektizismus in Komponenten zerlegen, die ihrerseits ohne nennenswerte Schwierigkeiten als unterschiedliche Perspektiven auf oder Aspekte von jeweils umfänglicheren, prinzipiell gleichen Sachverhal-

ten interpretiert werden können. Es ergibt sich mithin ein Plädoyer für die grundsätzliche Einheit eines kulturell-kommunikativen Stilbegriffs, der sich in der Unterschiedlichkeit je fachspezifischer oder interessegeleiteter Sichtweisen auf ein zeichenhaftes Phänomen manifestiert, dessen inhalts- und ausdrucksseitige Erscheinungsweisen traditionell in die Gegenstandsbereiche sehr verschiedenartiger, untereinander allerdings kategoriell und methodologisch nicht ohne weiteres kompatibler Wissenschaftsdisziplinen fallen. Es ist, soweit ich sehe, das Verdienst H. Brinkmanns, in seinen Stilstudien von 1932/33 bereits die Ansicht geäußert zu haben, daß die heterogenen begrifflichen Fassungen von *Stil* in verschiedenen Wissenschaften im Grunde einander eigentlich nur ergänzen „oder von anderem Ausgangspunkt dasselbe meinen“ (Brinkmann 1932/33, S. 10); der gleiche Gedanke kehrt später dann, wohl unabhängig von Brinkmann und vor allem im Blick auf die unterschiedlichen literatur- und sprachwissenschaftlich bestimmten Stilistikkonzepte geäußert, z.B. bei Anderegg (1977), Fix (1991b) und Sowinski (1991) wieder, verfügt also wohl über eine gewisse methodologische Attraktivität. Denkt man, also ermutigt, auf diesem Weg weiter, müßte sich sogar eine Stildefinition finden lassen, die dieser plurivalenten Komplexität eines interdisziplinär anwendbaren Stilbegriffs nahekommt. Im Sinne eines Gedankenexperiments möchte ich demgemäß sogar, um das Gesagte auf den Punkt zu bringen, etwas dergleichen vorstellen: Demnach wäre Stil aufzufassen als irgendwie geordnet beschreibbare relationale Bestimmtheit der Anwendung je verfügbarer gestalterischer Instrumentarien bei Erzeugung und Aufnahme eines sozial akzeptablen Kommunikats bzw. Klassen von Kommunikaten durch Weltwissen und Weltansichten der jeweiligen Zeit.

2.1.3 Bevor dieses Gebilde dorthin befördert wird, wohin es wegen seiner mangelnden analytischen Praktikabilität und abstrakten Aussageblässe gehört: in den Papierkorb, hat es im Gang dieser Darlegungen jedoch noch eine Funktion zu erfüllen: Wenn es denn richtig ist, daß alle, wirklich alle Stilerscheinungen einer Zeit semiotisch zusammengehören, dann liegt es nahe, ja eigentlich sogar zwangsläufig auf der Hand, sie untereinander in irgendeinem regelhaften und, mit Blick auf die Produzenten und Rezipienten solcher Zeichen, in einem Funktionszusammenhang im Rahmen einer Kommunikationskultur (bzw. deren jeweiliger Synchronie) zu sehen. Der literarische bzw. sprachliche Stilwert der formal gleichen Textsorte, Gattung, Stilfigur oder sonstigen Stereotypen bestimmt sich eben signifikant anders je nach Epoche (Zeitebene), in der diese Verwendung finden. Ein Liebesgedicht des Mittelalters beispielsweise „funktioniert“ hinsichtlich seiner sprachstilistischen Gestaltung völlig anders als ein Liebesgedicht des Rokoko, selbst wenn, einen idealisier-

ten Fall angenommen, Stilfiguren, Reimschemata und Strophenformen völlig gleich wären; das kann man sehr eindrücklich an neuhochdeutschen Übersetzungen oder besser noch Nachdichtungen historischer Texte studieren. Und andersherum gesehen: Die Dorfkirchen des 13. Jahrhunderts etwa, kunsthistorisch weithin kaum besonders bedeutsam, haben, wie der Jenenser Kunstwissenschaftler F. Möbius (1988) gezeigt hat, eine unleugbare stilistische Beziehung zu den vielbewunderten zeitgenössischen Kathedralen, auch wenn das zunächst nicht sehr augenscheinlich ist, eben als struktureller Ausdruck einer gleichen Weltsicht, Realisierung übereinstimmender „Sehformen“ und einheitlichen „Kunstwollens“ mit je anderen Mitteln. Möbius bezeichnet seine Abhandlung im Untertitel als ein „Plädoyer für eine strukturgeschichtliche Vertiefung des Stilbegriffs“ (Möbius 1988). Und genau dies ist es, was die Überlegung für Belange der Beschreibung von Stilwandel außerordentlich attraktiv macht: strukturgeschichtliche Vertiefung des Stilbegriffs. Dieser wird damit zur „Integrationsformel für Existenz schlechthin“ (Möbius 1988, S. 5) oder, wie man von einem sprach- bzw. kommunikationswissenschaftlichen Standpunkt aus auch sagen könnte, zur Normierungs- oder besser Markierungsinstanz kommunikationskultureller Spezifik. Denn das je besondere zeitlich-kulturelle „Gefüge einer Ordnungseinheit“ wirkt sich in der Sprache aus (Brinkmann 1932/33, S. 28), wie die Literatur ihrerseits „in der jeweiligen Ordnungseinheit verschiedenen Ort“ habe (ebenda, S. 27): So lasse sich – aus literarhistorischer Sicht – die Sprache literarischer Epochen in „gemeinsamen Formzügen“ erkennen, die der Aufklärung gekennzeichnet durch philosophisch determinierte Begrifflichkeit, die im Sturm und Drang durch Irrationalität, in der Romantik, der „Zeit der Malerdichter“, durch Anschaulichkeit usw. Für den heutigen Leser bemerkenswert, gewinnt man von dieser Sichtweise Brinkmanns aus sachlich mühelos Anschluß an im gegebenen Zusammenhang hochbedeutsame Forschungen der Russischen Formalisten bzw. der Prager Schule, hier besonders an den von Jakobson in seiner Prager Zeit entwickelten Begriff der (epochengeschichtlichen) Dominante, d.h. einer jeweils 'führenden', für andere im Rahmen einer Epoche vorbildhaften bzw. diese bestimmenden Kunstgattung, die den ästhetischen Wert aller kultureller Äußerungen auf einer bestimmten Zeitebene entscheidend prägt, und zwar ohne daß sich dies in materiellen Elementen auf der Ausdrucksebene niederschlagen braucht, einfach als Funktion des jeweiligen Systems, als „Summe aller kulturellen Einheiten, die das Signifikans dem Empfänger institutionell ins Gedächtnis rufen kann“, wie Eco (1968, S. 111) seinen Konnotationsbegriff (der m.E. hier unmittelbar einschlägig ist) definiert. Die mit der von Por/Radnóti (1990) vorgelegten Anthologie von Texten berühmter Autoren zu Theorie und Begriff

der Stilepoche neuerdings erfreulicherweise wieder initiierte Diskussion zum (künstlerischen) Epochenverständnis wird diese Zusicht zu berücksichtigen haben, insbesondere im Blick auf die historische Abfolge von Epochen. Denn die strukturelle Änderung des kulturell-künstlerischen Gesamtgefüges und/oder der Wechsel der jeweiligen Dominante haben, so gesehen, unmittelbare Auswirkungen auf veränderte ästhetische und stilistische Wertvorstellungen bzw. Bewertungen im Bewußtsein einer Kommunikationsgemeinschaft. Die stilgeschichtliche Relevanz dieser Beobachtung bedarf keiner weiteren Nachweise.

2.1.4 Natürlich ist es im Blick auf das sprachstilistische Anliegen dieser Ausführungen schließlich noch erforderlich, die Folgen des entwickelten Stilverständnisses für die zu vertretende Auffassung von Sprachstilwandel, um den es ja vorrangig gehen soll, zu bedenken. Das kann ziemlich knapp geschehen, da sie eigentlich auf der Hand liegen und außerdem, wie bereits angedeutet, auch in der Linguostilistik die Empfehlung existiert, die Fülle konkurrierender Stildefinitionen als unterschiedliche Aspektualisierungen gleicher Sachverhalte zu interpretieren; die sehr zeitaufwendige kritische Diskussion von Vorzügen und Nachteilen einzelner Konzepte darf also entfallen.

In diesem Verständnis seien die folgenden relevanten Standpunkte markiert:

a) Das vertretene semiotisch-zeichenhafte Stilverständnis findet selbstverständlich auch auf sprachstilistische Sachverhalte Anwendung. Da die Ausdrucksebene hier ihrerseits durch Zeichen bzw. Zeichenkombinationen gebildet wird, funktioniert Sprache, um mit Ju.S. Stepanov (1971, S. 21, S. 94) zu formulieren, auf der zweiten Stufe der Zeichenhaftigkeit, Stil also als Zeichen von Zeichen oder, bezogen auf Resultate der Stilerzeugung, als Parasitär- bzw. Sekundärstruktur(en), die über (sprachlichen) Primärstrukturen operieren.

b) Da Stil jeglicher Bereiche immer nur im Bezugsverhältnis sozialer Interaktion funktioniert und daher auch nur in interaktionalen Relationen existiert, erscheint die Applikation des Konzeptes stilistischen Handelns soziohistorischer Subjekte für eine Historische Stilistik zwingend. Ich befinde mich mit dieser Ansicht in Übereinstimmung mit U. Fix (1991a, S. 300f.), die in ihren 'Vorbemerkungen' zu einer Historischen Stilistik eine „tätigkeitsorientierte kommunikativ-pragmatische Stilauffassung, die das Spannungsfeld von Überindividuellem und Individuellem dezidiert einbegreift“, für eine „geeignete Basis“ hält.

c) Indem sprachstilistisches Handeln nach subjektiven Intentionen von objektiven Handlungsvoraussetzungen mitbestimmt wird, orientiert sich das handelnde Subjekt in der Interaktion an modellhaft verallgemeinerten Handlungsanweisungen, die als Muster von Handlungsabläufen (Stereotypen verschiedener Reichweite) in Erscheinung treten.

d) Sprachstilistisches Handeln ist Textherstellung, das komplexe Zeichen Text mithin die entscheidende Existenzweise von Stil: Die Textäußerung repräsentiert die Schnittstelle zwischen im weitesten Sinne kulturellen Wissensbeständen – also dem, was im Sinne der begrifflichen Diskussion als Inhaltsebene von Stil, als Denkstil, in Anspruch zu nehmen war, und der Ausdrucksebene sprachtextlicher Primärstrukturen.

2.1.5 Die logischen, besser wohl: methodologischen Konsequenzen aus der vorgetragenen stilbegrifflichen Positionierung insgesamt für die Beschreibung stilistischer Veränderungen liegen nun klar zutage:

a) Zum einem wird im weiteren sachlich strikt zwischen *Stilgeschichte* und *Stilwandel* zu differenzieren sein. Stilgeschichte hat die Abfolge von metachronischen Querschnitten im Sinne kommunikationsgeschichtlicher Formationen zum Gegenstand, Stilwandel die zeitliche Verfolgung von stilrelevanten Veränderungen im Verlauf und im Ergebnis stilistischen Handelns miteinander kulturell kommunizierender Subjekte bzw. Gruppen von Subjekten. Stilwandel dürfte sich, einer ersten Annutung nach, zu Stilgeschichte etwa verhalten wie Sprachwandel zu Sprachgeschichte.

b) Das für verbindlich erklärte Stilverständnis gibt verschiedene Dimensionen vor, in denen Stilwandel sich vollzieht.

c) Schließlich kann nicht übersehen werden, daß die Applikation eines umfassenden Stilverständnisses im dargelegten Sinn zu erheblichen beschreibungspraktischen Schwierigkeiten führen muß: Die sich aus ihm ergebende Forderung, Veränderungen auf der Zeitachse immer und notwendigerweise im Gesamtgefüge aller Komponenten des postulierten Stilsystems darzustellen, läßt sich analysepraktisch mit den derzeit verfügbaren Mitteln nicht bewerkstelligen. Die Lösung kann also nur in einer 'Narkotisierung' von Variablen dieses Strukturgefüges bestehen, die je nach fachlichem Interesse, Zielstellung und vorgesehene Beschreibungsradius, abhängig also vom je gewählten Beschreibungsmodus, als Konstanten gesetzt werden. Das darf vor dem Hintergrund der soeben angestellten Überlegungen zum Stilverständnis dann als legitim gelten, wenn es methodisch sauber expliziert, also jeweils genau angegeben wird, in welchem Beschreibungsmodus und, vor allem,

relativ zu welchen Konstanten die Deskription erfolgen soll. Jede Darstellung von Stilwandel wird bis auf weiteres mit dem Mangel leben müssen, immer nur die einseitige Erfassung eines grundsätzlich vielseitigen Problems bieten zu können (vgl. Brinkmann 1932/33, S. 41.)

3. Wenn ein Sprachhistoriker vor Linguisten über Stilwandel spricht, so kann der festzulegende Beschreibungsmodus adressatenspezifisch wohl nur in demjenigen der Sprachhistoriographie bestehen, und zwar, versteht sich am Rande, auf möglichst aktuellem Stand. Erklärtes Ziel ist also, wie bereits eingangs als zu lösende Problemstellung ins Auge gefaßt, den einzubringenden Vorschlag für die deskriptive Erfassung von relevanten stilistischen Veränderungen so auszulegen, daß mit seiner Hilfe Anschluß gewonnen werden kann an Modellierungen von Sprachwandel.

3.1 Durchsucht man die verfügbaren bibliographischen Dateien mit Hilfe der Suchwörter *Stilwandel* und *Stilgeschichte* nach thematisch einschlägigen Titeln, so hat das Ergebnis des computativen Schnelldurchlaufs insofern Signalfunktion, als zwar eine relativ stattliche Anzahl von Arbeiten aus Nachbar- und Grenzdisziplinen aufgelistet wird, historisch-stilkundliche (was ausdrücklich heißt: historisch-sprachstilistische) finden sich dagegen kaum – und wenn, dann in enger Überlappung mit der Literaturgeschichte und eigentlich dieser zugehörig: so in erster Linie die bereits angeführten, noch heute äußerst lesenswerten fünf 'Betrachtungen' über „Grundfragen der Stilgeschichte“ von H. Brinkmann (1932/33), ansonsten aber vor allem eher methodologisch wenig reflektierte, heutigen Anforderungen gar nicht mehr gerecht werdende ad-hoc-Darstellungen zu einzelnen Autoren, nur gelegentlich einmal über längere Zeiträume hinweg vergleichend wie die (um wenigstens eine stellvertretend zu nennen) von Gottfried Weber (1928), der im Blick auf das Werk Wolframs v. Eschenbach eine Geschichte des Sprachstils vom Altgermanischen bis auf Wolfram zu beschreiben vorgibt, aber leider nicht tatsächlich bietet. Die im übrigen anzutreffenden großstratigen Entwürfe stilgeschichtlicher Abläufe und Umbrüche, derjenige Cassirers (1923) etwa in seiner „Philosophie der symbolischen Formen I“ mit einer dreigliedrigen Stufenfolge (sinnlicher Ausdruck – anschaulicher Ausdruck – Ausdruck begrifflichen Denkens) oder der E. Staigers (1963) (Stilwandel als Wandel des „Rhythmus“, verstanden als „Urfigur geschichtlichen Daseins“) sollten zwar dem Sprachhistoriker wie vor allem dem Stilwissenschaftler ob ihrer kühnen Zugriffe und weitgespannten Ausblicke Respekt abnötigen, viel praktisch anfangen kann er bei seiner nun doch auf mehr Sprachdetails abgestellten Interessenausrichtung mit ihnen nicht. An der Beob-

achtung und Beschreibung empirisch erhobener Sprachdaten orientierte Abhandlungen wie die von U. Fix (1990) oder E. Neuland (1994) sind also auch heute noch eher die Ausnahme – und letztgenannte bemerkenswerterweise nicht eigentlich stilkundlich, sondern deutlich soziolinguistisch intendiert. Überfliegt man daraufhin, stutzig geworden, Inhaltsverzeichnisse und Sachwortregister der gängigen Stilmonographien und -lehrbücher, könnte der Eindruck Gestalt annehmen, Ballys kategorisches Diktum von der absoluten Unmöglichkeit, Stilistik als historische Wissenschaft zu betreiben (vgl. Bally 1909), wirke auf verborgene Weise unverkürzt bis in die unmittelbare Gegenwart weiter, denn in der Regel wird hier auf Stilwandel und Stilgeschichte (wohlgemerkt: ich spreche nicht von der Geschichte der Stilistik, einem ganz anderen Sachverhalt) kaum eine Zeile verwendet; eine Begründung habe ich dafür allerdings nicht ausfindig machen können.

Ganz anders das Bild in Sprachgeschichtsdarstellungen des Deutschen. Diese zeigen, wiederum natürlich nur in der Regel, waches Interesse für Stilveränderungen, allerdings vorwiegend in jüngeren und jüngsten Zeitabschnitten, in denen es bekanntermaßen an verwertbaren Veränderungen im Sprachsystem gebricht und individualstilistische Innovationen vor allem großer oder wenigstens größerer Schriftsteller willkommenen Stoff für die Nachzeichnung insbesondere lexikalischer Entwicklungen in der Standardsprache bieten. Pöckl (1980, S. 195f.) stellt in Hinsicht auf die Sprachgeschichtsschreibung des Französischen nachgerade fest:

„Die meisten Sprachgeschichten ... lehnen sich ab dem 17. Jahrhundert stark an die Literaturgeschichte an und zerfallen so in zwei ungleiche Teile: Den Inhalt der ersten Hälfte bilden Lautgesetze und Veränderungen der grammatischen Struktur, während der zweite Abschnitt hauptsächlich der Besprechung von Personal- und Gruppenstilen dient.“

Das wird man für Sprachgeschichten des Deutschen, insbesondere die jüngeren Datums, meine ich, so nicht sagen können, unter anderem schon deshalb nicht, weil es z.B. im großen Sprachgeschichtshandbuch von Besch/Reichmann/Sonderegger (1984/85) den respektablen – wenn ich recht sehe: ersten – Versuch gibt, eine zusammenhängende stilgeschichtliche Entwicklung der deutschen Literatur- oder Hochsprache zu skizzieren – wenn auch in starker direkter Abhängigkeit von Gegebenheiten der Systementwicklung und auf der Grundlage eines weniger komplexen als des hier dargelegten Stilverständnisses (Seidler 1985, S. 2026-2038). Wie auch immer, eine deutliche, durch die wissenschaftsgeschichtlichen Zeitläufe hindurch offenbar anhaltende sprachhistorische, möglicherweise rhetorikgeschichtlich beeinflusste Affinität zu stilistischen Phänomen ist unverkennbar, und sie kontrastiert ebenso eindeutig mit dem vorgestell-

ten stilkundlichen Defizit in dieser Beziehung. Ein wenig überzeichnend, könnte man nachgerade von einem Paradoxon relativ geringer Zuwendung der Stilistik zur historischen Dimension ihres Gegenstandes und relativ starker Affinität der historisch orientierten Geistes- und Sozialwissenschaften zu stilistischen Sachverhalten sprechen.

3.2 Wenn die zunächst anmutungsweise postulierte Kontiguität von Stilentwicklung und Sprachentwicklung, von Stilwandel und Sprachwandel kritischem Hinterfragen standhalten und modellgeleiteter untersuchungspraktischer Handhabung zugänglich gemacht werden soll, gehören nun Begriff und Terminus des Stilwandels selbst auf den Prüfstand, der – das war der strategische Zweck der ermüdenden theoretischen Etüden zum Stilverständnis in Abschnitt 2 – mit der Bestimmung und Beschreibung der Komplexität stilsignifikanter Zusammenhänge aufgebaut worden ist. Es ist zwar trivial, wird aber immer wieder mit großer Selbstverständlichkeit außer acht gelassen: Stilwandel „an sich“ kann es schon angesichts des Dilemmas heterogener Stilbegriffe doch wohl nicht geben, obwohl sich, hinreichende Sorgfalt meines Suchens für diese Aussage vorausgesetzt, offenbar bislang niemand zu einer exakten Definition von Stilwandel herbeigelassen hat. Der konstatierten Vagheit des Stilbegriffs entspricht folgerichtig die Vagheit der Begriffe Stilwandel und Stilgeschichte und sorgt für (zusätzliche) Mißverständnisse. Das eine – Begriffsklärung von Stilwandel – kann nur auf Basis des anderen – Angabe des applizierten Stilbegriffs – gebessert werden.

Konkret beinhaltet das die Notwendigkeit, die angestrebte Annäherungsprozedur der Vorstellungsgehalte von *S t i l w a n d e l* und *S p r a c h w a n d e l* entsprechend den festgestellten unterschiedlichen Extensionen des Stilbegriffs vorzunehmen und dementsprechend – hier werden Erfahrungen der langdauernden Sprachwandel-Diskussionen bewußt ausgenutzt (vgl. Mattheier 1984a, 1984b) – zunächst einmal unterschiedliche Gegenstandsbereiche bzw. Beschreibungsdimensionen von Stilwandel anzunehmen; sie werden konsequenterweise jeweils bezogen auf die im Vorangegangenen definitorisch festgelegten Bestimmungsstücke des komplexen Zeichens Stil.

a) Unter *P r o z e ß a s p e k t* manifestiert sich Stilwandel als synchronisches Phänomen, insofern stilistisches Handeln immer durch Ausdrucksnotwendigkeiten unikaler situativer Konstellationen der Kommunikation determiniert wird, die Stilhandlungen eines Subjekts, der Stil einer Textsorte, eines Registers oder wie immer also niemals mit sich selbst absolut identisch bleiben können. Die gleiche Aussage gilt natürlich ebenso für Sprachwandel, dessen synchronische Erscheinungsweise, wie

hinlänglich durch Mattheier expliziert, in der grundsätzlichen Variabilität sprachlicher Entitäten besteht. Wenn aber Sprachwandel und Stilwandel nicht von vornherein gleichgesetzt werden sollen oder können, erscheint die Schlußfolgerung zwingend, stilistische und sprachliche Variabilität als diskrete Kategorien zu behandeln, was wiederum die Angabe von Abgrenzungskriterien erforderlich macht. Diese bestehen in folgender Hinsicht: (1) Variabilität als Eigenschaft natürlicher Sprachen existiert im Bezug auf das Sprachsystem, stilistische Variabilität im Bezug auf die systemhaften Regelungen im Rahmen einer Stilformation, manifestiert in Stereotypisierungen verschiedener Reichweite (im beschriebenen Sinne). (2) Stilistische Variabilität ist ausdrucksseitig unter anderen (aber keineswegs ausschließlich!) in sprachlichen Varianten materialisiert (die umgekehrt keineswegs ausnahmslos Relevanz für stilistische Variabilität besitzen). (3) Im klaren Unterschied zu sprachlicher ist stilistische Variabilität in jedem Falle intentional gerichtet. Auch an dieser Stelle sei R. Jakobson zitiert, der, anknüpfend an Detailforschungen der formalen Schule, betont,

„daß die Verschiebung, der Wechsel (in den künstlerischen Mitteln. G.L.) kein bloßes Konstatieren von Geschichte ist – anstelle von A entstand A 1 –, sondern daß die Verschiebung auch eine unmittelbar zu erlebende synchrone Erscheinung darstellt, die Verschiebung ist selbst ein wesentlicher künstlerischer Wert.“ (Jakobson 1987, S. 264).

Die mangelnde Intentionalität bzw. Finalität von Sprachwandel trifft mithin für Stilwandel (auf synchronischer Ebene) gerade nicht zu.

(4) Die linguostilistische Auffassung, Stil bestehe in der Auswahl sprachlicher Varianten, stellt sich schon deshalb als unzulässige Verkürzung dar, als Stilwandel dann nur in linearer Abhängigkeit von soziolinguale oder sprachhistorischen Veränderungen vonstatten gehen könnte und mit soziolingualem Wandel gleichzusetzen – mithin also als Beschreibungsgröße überflüssig – wäre.

Stilistische Variabilität (als synchronische Erscheinungsweise von Stilwandel) wird demgemäß verstanden als die virtuelle Abweichung, die Möglichkeit des Umspielens von stereotypisierten Anweisungen bzw. Orientierungen stilistischen Handelns, deren (im wesentlichen unveränderte) Einhaltung als Normrealisierung dieser Muster oder Sterotypen fungiert (wenn man so will: in stabilisierender Funktion). In der sprachlichen Äußerung tritt sie in der Dichotomie von (stilistischer) Markiertheit vs. (stilistische) Unmarkiertheit in Erscheinung. Es handelt sich dabei um ein Phänomen, das in der sprachstilkundlichen Literatur natürlich längst beobachtet worden und mit verschiedenen, immer jedoch in gegenüberstellenden Begriffspaaren ausdifferenzierten Bezeichnungen versehen worden ist: in der englischen stilkundlichen Literatur des 18. Jahrhunderts, wie wir dank den Forschungen von Assmann (1986) wissen,

als 'opting out' vs. 'opting in', in Brinkmanns Arbeit von 1932/33 als 'Besonderung' vs. 'Angleichung', bei Seidler (1985) als 'Differenzierung' gegen 'Tradierung'. Daß dies die Stelle wäre, an der das Problem des Individualstils zu seinem Recht kommen müßte, möchte ich nur eben erwähnen (vgl. Lerchner 1980).

Das Beziehungsverhältnis zwischen sprachsystembezogener, soziolingualer und stilistischer Variabilität sei, abschließend zu diesem Punkt, durch eine Übersicht veranschaulicht:

Sprachliche und stilistische Variabilität

<i>(Sprach)Systemaspekt</i>	Variabilität als natürliche Systemeigenschaft – manifestiert in VARIETÄTEN
<i>soziolinguistischer Aspekt</i>	„stratigraphisches Spannungsverhältnis“ zwischen Varietäten – manifestiert in soziokommunikativen BEWERTUNGEN von VARIANTEN
<i>stilistischer Aspekt</i>	
STILSYSTEM	(durchschnittliche) Zuordnungsbeziehung der stratigraphisch strukturierten Varianten zu STEREOTYPEN/MUSTERN der Sprach- verwendung relativ zu Redeintention und Redebewertung in kommunikativ akzeptierten Äußerungen
STILHANDLUNG	(konkrete) VARIANTENWAHL und/oder VARIANTEN-SCHÖPFUNG/SPIEL MIT VARIANTEN bei der Realisierung einer Sprachhandlung <i>zum Zwecke</i> der Markierung von Redeintention und Redebewertung
	stilsystemkonforme Wahl
Neuschöpfung von Varianten	stilsystemüberschreitende Wahl
	<i>synchronischer Aspekt von Stilwandel</i>

b) Unter *Produktaspekt*, d.h. bezogen auf die Objektivierungen von sozial approbierten innovativen stilistischen Varianten/Variationen im Rahmen der jeweils geltenden Muster/Stereotypen für Stilhandlungen – und das heißt zugleich und notwendigerweise unter diachronischem Gesichtspunkt – ist der hervorgehobenen Vagheit des Begriffes Stilwandel auf der Basis des entwickelten Stilverständnisses angemessenerweise durch die folgenden Unterscheidungen zu begegnen:

– Stilwandel kann Veränderungen derjenigen geistig-kulturellen Strukturen in einer Kommunikationsgemeinschaft betreffen, die die Stilhandlungen der Sprecher in analytisch nachweisbarer Weise determinieren, also auf der Inhaltsseite von Stil situiert sind (inhaltsseitiger Stilwandel, „Kulturstil“-Wandel, Wandel in der Verhaltensstilisierung). Einen – beschreibungspraktisch nur sehr schwer zu funktionalisierenden – Reflex dieses Sachbestandes kann man m.E. in der Größe des Stilideals einer Epoche und dessen beobachtbaren Veränderungen sehen, etwa wenn im 18. Jahrhundert in ganz Westeuropa eine Abkehr von den Maximen einer auf Galanterie und maskenhafte Höflichkeit (Komplimentierbücher!) abgestellten Konversation erfolgt und stattdessen – speziell in der neuen Gattung der „Moralischen Wochenschriften“ – auch im sprachlichen Ausdruck ein ungekünstelter, natürlich-freundschaftlicher Umgang propagiert und (in gewissen Grenzen) auch praktiziert wird. Dabei kann schon deutlich werden, daß Stilideale in den Grenzen von sprachübergreifenden Kulturräumen durch das Vehikel Intertextualität transportiert werden und auf diese Weise durchaus auch eine stabilisierende oder gar konservierende Funktion ausüben können. Man denke nur an das klassische, an Schiller geschulte Stilideal des bildungsbürgerlichen Deutschen im 19. Jahrhundert. Insgesamt betrifft diese Erscheinung des inhaltsseitigen Stilwandels eine Dimension stilistischer Veränderungen, die mit Hilfe linguistischer bzw. traditionell linguostilistischer Instrumentarien nicht oder nur peripher erfaßbar wird: Wissensbestände und deren (möglicherweise sozial differenzierte) Verfügbarkeit, soziopsychische (mentale) Dispositionen (Weltsicht; Ideologie im weiten Sinne von Bewußtseins- und Bewußtheitsbereichen), Einstellungskonfigurationen, Geschmack usw.). Stilwandel kann auf diesem Beschreibungslevel nur in interdisziplinärer Kooperation beschrieben werden (und zwar außerhalb des in der bisherigen Praxis üblichen Dilettantismus). Dies mit Nachdruck betont, muß sofort der Nachsatz folgen, daß es durchaus ausdrucksseitige Indikatoren von Stilwandel dieser Dimension zu geben scheint, deren analytische Sicherstellung, bislang nur in ersten Zugriffen erprobt, zu ebenso unverzichtbaren wie erstaunlichen Ergebnissen zu führen vermögen. So hat J. Erben (1994) in einem vor wenigen Wochen vor der Sächsischen Akademie der Wissenschaften in Leipzig gehaltenen Vortrag über „Sprachliche

Signale zur Markierung der Unsicherheit oder Unschärfe im Neuhochdeutschen" gezeigt, daß Vagheit des (vor allem mündlichen) Ausdrucks zwar so alt sein dürfte wie menschliche Sprachtätigkeit überhaupt, daß aber seit neuhochdeutscher Zeit, besonders deutlich seit dem 18. Jahrhundert, anhand des signifikant zunehmenden Gebrauchs von grammatischen und semantischen Mitteln zur Signalisierung von Unschärfe (Modalwörter, Partikel, „Hecken“-Ausdrücke, semantische Sterotypisierungen wie *ich glaube schon, ich denke einmal, ich gehe davon aus, daß* usw.) ein deutliche Veränderung der Bewußtheit von Vagheit bei den Sprechern und ihrer Einstellung zu dem Phänomen erkennbar wird. Letztendlich dürfte gewiß auch die erwähnte Abfolge der Großepochen „symbolischer Formen“ Cassirers hierhergehören, und weiteres läßt sich bei genauer Durchprüfung der Literatur mit Wahrscheinlichkeit ausfindig machen. Im übrigen wäre die Wissenschaft vom Stil und seinem Wandel sicher nicht schlecht beraten, wenn sie Jost Hermands Appell an die Geisteswissenschaften auch auf sich bezöge (Hermand 1973, S. 194), sich „als Wissenschaft der Geschichte des sich ständig wandelnden menschlichen Geistes und der diesen Wandel bedingenden Faktoren“ zurückzubessern.

– Auf der Ausdrucksseite kann sich Stilwandel einerseits in der Dimension der Stilmuster und stilistischen Sterotypen (des Stilsystems) manifestieren, andererseits in derjenigen des Repertoires vorhandener bzw. dem Individuum verfügbarer sprachstilistischer Varianten („Stilelemente“) in Erscheinung treten. Für den ersten Fall schlage ich die Bezeichnung (ausdrucksseitiger) Makrostilwandel vor, für den zweiten die Kategorisierung als (ausdrucksseitiger) Mikrostilwandel. Einen charakteristischen Fall für Makrostilwandel stellt, wie ich meine, der in der Geschichte der Rhetorik beobachtete Paradigmenwechsel von Oralität zu Literalität ebenfalls um die Mitte des 18. Jahrhunderts dar, insofern man, wenn man sich häufiger in dieser Epoche bewegt, schon so etwas wie einen schriftinduzierten Stilwandel (ein grundlegend, eben medial induziertes verändertes Verhalten der Sprachbenutzer gegenüber der Erzeugung sprachlicher Äußerungen generell) ausmachen kann – ein hochinteressanter Vorgang, zu dem es aber hinsichtlich der sprachstilistischen Auswirkungen noch kaum verwertbare Einzelanalysen gibt. Auch die Erscheinungen von Stilmischung auf Grund von Textmistermischungen, etwa in den Texten 'kleiner Leute' im 19. Jahrhundert von S. Grosse (1989) beschrieben, oder, um in dem auffällig gewordenen 18. Jahrhundert zu bleiben, in der Trivilliteratur und in den journalistischen Textsorten dieser Zeit als nachgerade typisch nachweisbar (Lerchner 1990) – eine Erscheinungsweise von text(muster)induziertem Stilwandel also – wären zu nennen. Mikrostilwandel im vorgeschlagenen Verständnis ist demgegenüber mit

der expansiven Erweiterung des Repertoires verfügbarer Sprachstilvarianten angezeigt, die sich, wiederum zur gleichen Zeit, aus der Vertikalisierung der bis dahin nebeneinander existierenden unterschiedlichen Varietäten der deutschen Sprache im Zuge der jetzt verstärkt wirksam werdenden kulturellen Überdachung durch eine Standardvarietät ergibt (vgl. dazu Bellmann 1986).

Die Beispiele sind in voller Absicht gewählt: Vermögen sie doch in ihrer Gesamtheit anschaulich zu machen, daß es sich bei ihnen in der Tat um die Veränderung zusammengehörender, nicht nur zeitlich aufeinander zu beziehender Erscheinungsweisen oder eben um Dimensionen eines komplexen Zeichens Stil auf einer bestimmten Zeitstufe handelt. „Vor 1750 ... gestaltet der Mensch als überindividuell gebundenes Wesen, aus den Kräften eines Allgemeineren, einer Gemeinsamkeit heraus, die er in sich aufnimmt ..., nach 1750 gestaltet er aus den Kräften des Ich“ (Brinkmann 1932/33, S. 23). Die Qualität der wechselseitigen Relationen zwischen den Ebenen entspricht dabei genau der eines Zeichens: sie ist gekennzeichnet durch Arbitrarität. Das heißt, die Erscheinungen von Stilwandel verschiedener Dimension stehen in keinerlei kausalem Verhältnis von Ursache und Wirkung zueinander. Aber sie sind aufeinander abbildbar und in ihrer *G e s t a l t g a n z h e i t* gegenüber einer einfachen Summierung von zufälligen Einzelercheinungen, als die sie gewöhnlich in sprachgeschichtlichen Darstellungen mehr oder weniger vollständig aufgelistet werden, signifikant aussagekräftiger für die Charaktisierung der Stilgeschichte dieser Zeit, die sie gestalten.

An dieser Stelle breche ich ab – mit einem gewissen Recht, wie ich glaube, denn hier mündet die Erörterung in Zusammenhänge einer Stilgeschichte, die auftragsgemäß nicht mehr unmittelbar zu meinem Thema gehören und weit über das hinaus, was sich andeutungsweise bereits perspektivisch ergeben hat, verfolgt und ausgebaut werden müßten. Der wichtigste Gesichtspunkt dürfte dabei m.E. unzweifelhaft der sein, daß sich im Beschreibungskontext von Stilformationen, mit denen es Stilgeschichte nach den hier entwickelten Gedanken ja zu tun hat, das Interesse nicht nur auf Stilwandel, sondern mit gleichem Gewicht auch auf Stilkonstanz richten muß. Beide gemeinsam erst ergeben das plastische Bild einer Stilformation, das durch die historische Gleichzeitigkeit von Verläufen unterschiedlichen Alters und unterschiedlicher Morphologie mit je eigenen Zeitmaßen und sozialen Funktionen und darum auch unter Umständen durch das synchronische Nebeneinander divergierender Stiltendenzen (wie sie etwa bei Seidler (1985) und Pöckl (1980) beobachtet worden sind) gekennzeichnet ist. Die Stilidentität einer Stilformation oder Epoche, um wenigstens dies noch zu sagen, dürfte sich mithin

in der Quasi-Identität eines Kulturraumes manifestieren und letztlich ohne unmittelbaren Bezug auf Kultursemiotik und Kulturmorphologie nicht vollständig beschreibbar sein. Das wäre dann auch die Antwort des Sprachhistoriographen auf die Frage, wozu er den Stilbegriff braucht, und was er ihm bringt.

Anstelle der nun zu erwartenden Zusammenfassung möchte ich den Versuch einer Definition von *Stilwandel* unternehmen: Unter der Bezeichnung sei demnach terminologisch fixiert der synchronisch oder metachronisch beschreibbare Verlust oder Gewinn pragmatischer („perlokutiver“) Markiertheit von dem stilistisch handelnden Subjekt auf einer Zeitebene jeweils verfügbaren sprachlichen oder (anderen) semiotischen Instrumentarien, bezogen auf deren sozial durchschnittlichen Gebrauch in spezifischen Organisationsformen von Kommunikation (bzw. kommunikativer Interaktion).

Man kann das übrigens auch anders sagen – weniger genau zwar und nicht die ganze Breite des Spektrums der behandelten Probleme abdeckend, dafür aber viel, viel anschaulicher und dadurch möglicherweise auch überzeugender:

„Wenn wir in einem Anfall von Zärtlichkeit oder Bosheit einem Menschen liebend zusprechen oder einen Menschen beleidigen wollen, dann genügen uns die verschlissenen, abgenagten Worte nicht, dann ballen und zerbrechen wir sie, damit sie das Ohr treffen, damit man sie sehen kann und sie nicht nur wiedererkennt.“ (V. Schklowski 1914).

Literatur

- Anderegg, J. (1977): Literaturwissenschaftliche Stiltheorie. Göttingen.
- Assmann, A. (1986): „Opting in“ und „opting out“. Konformität und Individualität in den poetologischen Debatten der englischen Aufklärung. In: Gumbrecht/Pfeiffer (Hg.) (1968), S. 127-143.
- Bally, Ch. (1909): *Traité de stylistique française*. 1. Bd. Heidelberg.
- Bellmann, G. (1986): Zweidimensionale Dialektologie. In: Bellmann, G. (Hg.): Beiträge zur Dialektologie am Mittelrhein. Stuttgart. S. 1-55. (= Mainzer Studien zur Sprach- u. Volksforschung, 10).
- Besch, W./Reichmann, O./Sonderegger, St. (Hg.) (1984/1985): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2 Halbbde. Berlin/New York. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 2.1/2.2.).
- Besseler, H. (1931) (Neudruck 1979): Die Musik des Mittelalters und der Renaissance. Potsdam. (= Handbuch der Musikwissenschaft, 1).
- Brinkmann, H. (1932/1933): Grundfragen der Stilgeschichte. Fünf Betrachtungen. In: Brinkmann, H. (Hg.) (1966): Studien zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Bd.2. Düsseldorf. S. 9-57.

- Cassirer, B. (1923): Philosophie der symbolischen Formen. I. Die Sprache. Berlin. 9. Auflage.
- Eco, U. (1968): Einführung in die Semiotik. München.
- Erben, J. (1994): Sprachliche Signale zur Markierung der Unsicherheit oder Unschärfe von Aussagen im Neuhochdeutschen. Vortrag vor dem Plenum der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig am 11.2.1994 (erscheint in den Sitzungsberichten der Akademie).
- Fix, U. (1990): Der Wandel der Muster – Der Wandel im Umgang mit den Mustern. Kommunikationskultur im institutionellen Sprachgebrauch der DDR am Beispiel von Losungen. In: Deutsche Sprache 18, S. 332-347.
- Fix, U. (1991a): Vorbemerkungen zu Theorie und Methodologie einer historischen Stilistik. In: Zeitschrift für Germanistik (N.F.) 1, H.2, S. 299-310.
- Fix, U. (1991b): Stilistische Textanalyse – immer ein Vergleich? Das Gemeinsame von Methoden der Stilanalyse – das Gemeinsame an Stilbegriffen. In: Germanistische Linguistik 106-107, S. 133-156.
- Gadamer, H.-G. (1975): Exkurs I. In: Wahrheit und Methode. 4.Aufl. Tübingen.
- Gosebruch, M. (1981): Epochenstile – historische Tatsächlichkeit und Wandel des wissenschaftlichen Begriffs. In: Zeitschrift für Kunstgeschichte 44, H.1, S. 9-14.
- Grosse, S. (1990): Zu Syntax und Stil in der deutschen Sprache des 19. Jahrhunderts. In: Betten, A. (Hg.): Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen. Tübingen. S. 300-309. (= Reihe Germanistische Linguistik, 103).
- Gumbrecht, H.U./Pfeiffer, K.L. (Hg.) (1986): Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements. Frankfurt. (= Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 633).
- Gumbrecht, H.U. (1986): Schwindende Stabilität der Wirklichkeit. Eine Geschichte des Stilbegriffs. In: Gumbrecht/Pfeiffer (Hg.) (1986), S. 726-788.
- Halbach, K.H. (1935): Der deutsche Mensch in der staufischen Dichtung. In: Zeitschrift für Deutschkunde 1935, S. 531-543.
- Hermant, J. (1973): Synthetisches Interpretieren. Zur Methodik der Literaturwissenschaft. 4.Aufl. München.
- Jakobson, R. (1987): Die Dominante. In: Mierau, F. (Hg.): Die Erweckung des Wortes. Essays der russischen Formalen Schule. Leipzig. S. 258-264. (= Reclams Universalbibliothek, 1163).
- Kainz, F. (1926): Vorarbeiten zu einer Philosophie des Stils. In: Zeitschrift für Ästhetik 20, S. 21-49.
- Lerchner, G. (1980): Individualstil und gesellschaftliche Sprachtätigkeit. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 33, H.1, S. 48-55.
- Lerchner, G. (1990): Mustermischung und Sprachausgleich im trivialliterarischen Diskurs des 18. Jahrhunderts. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 18, H.3, S. 261-272.

- Mattheier, K.J. (1984a): Allgemeine Aspekte einer Theorie des Sprachwandels. In: Besch/Reichmann/Sonderegger (Hg.) (1984), Bd.1, S. 720-730.
- Mattheier, K.J. (1984b): Sprachwandel und Sprachvariation. In: Besch/Reichmann/Sonderegger (Hg.) (1984), Bd.1, S. 768-779.
- Möbius, F. (Hg.) (1984): Stil und Gesellschaft. Ein Problemauflauf. Dresden. (= Fundus-Bücher 89/90).
- Möbius, F. (1988): Die Dorfkirche im Zeitalter der Kathedrale (13. Jahrhundert). Plädoyer für eine strukturgeschichtliche Vertiefung des Stilbegriffs. Berlin. (= Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Phil.-hist.Klasse 128,3).
- Nadler, J. (1930): Das Problem der Stilgeschichte. In: Ermatinger, E. (Hg.) (1930): Philosophie der Literaturwissenschaft. Berlin. S. 376-397.
- Neuland, E. (1994): Jugendsprache und Standardsprache. Zum Wechselverhältnis von Stilwandel und Sprachwandel. In: Zeitschrift für Germanistik (N.F.) 4, H.1, S. 78-98.
- Pöckl, W. (1980): Plädoyer für eine diachrone Stilistik. In: Sprachkunst 1980, II, S. 192-204.
- Por, P./Radnóti, S. (Hg.) (1990): Stilepoche: Theorie und Diskussion. Eine interdisziplinäre Anthologie von Winckelmann bis heute. Frankfurt/Bern/New York/Paris.
- Rosenberg, R. (1984): Stil und Stilauffassung in der Literaturgeschichte. In: Möbius, F. (Hg.) (1984), S. 70-85.
- Rosenberg, R. (1986): >Wechselseitige Erhellung der Künste?< Zu Oskar Walzels stiltypologischem Ansatz der Literaturwissenschaft. In: Gumbrecht/Pfeiffer (Hg.) (1986), S. 269-280.
- Sandig, B. (1986): Stilistik der deutschen Sprache. Berlin/New York.
- Schklowski, V. (1914): Die Erweckung des Wortes. In: Mierau, F. (Hg.) (1987): Die Erweckung des Wortes. Essays der russischen Formalen Schule. Leipzig. S. 9. (= Reclams Universalbibliothek, 1163).
- Schwietering, J. (1941): Die deutsche Dichtung des Mittelalters. Potsdam. (= Handbuch der Literaturwissenschaft, 8).
- Seidler, H. (1985): Stilistische Differenzierung des Deutschen in historischer Sicht. In: Besch/Reichmann/Sonderegger (Hg.) (1985), Bd. 2, S. 2026-2038.
- Sonderegger, St. (1990): Grundsätzliche Überlegungen zu einer literarischen Sprachgeschichte des Deutschen. In: Besch, W. (Hg.) (1990): Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. Festschrift für J. Erben zum 65. Geburtstag. Frankfurt/Bern/New York/Paris. S. 31-49.
- Sowinski, B. (1991): Stilistik. Stiltheorien und Stilanalysen. Stuttgart. (= Sammlung Metzler, 263).
- Staiger, E. (1963): Stilwandel. Studien zur Vorgeschichte der Goethezeit. Berlin.
- Stepanov, Ju.S. (1971): Semiotika. Moskva.

- Walzel, O. (1917): Wechselseitige Erhellung der Künste. Ein Beitrag zur Würdigung kunstgeschichtlicher Grundbegriffe. Berlin. (= Vorträge der Kant-Gesellschaft, 15).
- Walzel, O. (1923): Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters. Berlin-Neubabelsberg. (= Handbuch der Literaturwissenschaft, 1).
- Weber, G. (1928): Wolfram von Eschenbach. Seine dichterische und geistesgeschichtliche Bedeutung. 1.Bd.: Stoff und Form. Frankfurt.
- Wölfflin, H. (1915): Kunstgeschichtliche Grundbegriffe. Das Problem der Stilentwicklung in der neueren Kunst. (2. Aufl. Dresden 1983).